

Wangs Chicken-Restaurant

Herr Wang, mein Chef, vergrub seine Nase zwischen meinen Schenkeln und schnüffelte. Draußen fiel in einem fort Schnee von den Bäumen. Wie eine dicke Decke hatte sich der Dauerschnee über die Landschaft gelegt. Der Frühling stand schon vor der Tür, aber nach diesem erneuten Kälteeinbruch wollte es einfach nicht warm werden. Deshalb waren heute auch kaum Gäste da gewesen. Die zwei älteren Mitarbeiterinnen hatte der Chef schon eher nach Hause geschickt, und nun wälzte er sich seit dem frühen Abend auf mir herum. Es hatte nicht den Anschein, als wollte er in nächster Zeit nach Hause gehen. Es roch nach reifem Kimchi, das Serviertischchen vom Abendessen stand noch vor der Tür. Plötzlich hörte man draußen ein Motorrad.

»Papa, komm mal kurz raus!«

Es war Taemin.

»Dieser Nichtsnutz von Sohn weiß doch ganz genau, was ich gerade mache!«

Nackt, wie er war, schlüpfte der Chef in die Hose und stürzte aus dem Zimmer. Durch den Türspalt sah ich Taemin, und er sah mich. Auch ich war nackt, kein Stückchen Stoff bedeckte meine Haut. Die Tür knallte zu. *War es windig draußen?* Ich suchte nach meinem zerknüllten Slip und zog ihn an. Vor dem dunklen Fenster krachte etwas Weißes zu Boden. Es war eine Ladung Schnee vom Dach. Ich hatte gute

Lust, mich damit vollzustopfen, aber würde das meinen Durst stillen? Halbnackt öffnete ich das Fenster. Die Luft war so eisig, dass ich das Gefühl hatte, es zerrisse mir die Haut. Mein Körper schien zu gefrieren. Schnell schob ich das Fenster wieder zu.

Während er mich nach Hause fuhr, rauchte Herr Wang eine Zigarette nach der anderen.

»Hören Sie doch bitte auf zu rauchen!«

Herr Wang öffnete das Fenster. Das brachte natürlich überhaupt nichts. Der penetrante Geruch blieb. Das ganze Auto stank nach Zigaretten.

»Hattest du nicht eine Tochter?«

»Ja.«

»Sind alle so wie meiner? Leck mich am Arsch.«

»Wieso?«

»Weil der denkt, dass ich das Geld scheiße. Warte nur ab, bis *dein* Kind in dem Alter ist.«

»Malen Sie bloß nicht den Teufel an die Wand.«

Plötzlich hatte ich einen Kloß im Hals. Es war tatsächlich schon drei Monate her, dass ich meine Tochter gesehen hatte.

Jetzt nach Mitternacht war die Landstraße fast leer. *Auf Wiedersehen!* Im Licht der Scheinwerfer tauchte für einen Moment das Ortsschild auf, das die Stadt vom Landkreis trennt. Jeden Morgen und Abend überschritt ich diese unsichtbare Grenze, und jedes Mal erinnerte mich das Schild an den Morgen, an dem ich zum ersten Mal zur Arbeit in Wangs Restaurant gefahren war.

An jenem Morgen wehte ein starker Wind. Das Ortsschild wackelte heftig. Ich fuhr von der Stadt in die Provinz. Die

Worte *Auf Wiedersehen* gaben mir das Gefühl, in eine völlig fremde Welt entführt zu werden.

»Es tut mir leid«, sagte mein Mann kaum hörbar.

»Sag doch nicht so etwas.« Ich lächelte ihn an. Als ich die Tür öffnete, zitterte mein Töchterchen in der kalten Luft. Sie kam selten heraus.

»Pass auf dich auf«, sagte mein Mann.

Ich nickte und ergriff die Hand der Kleinen. Dann drehte ich mich um, den bläulichen Schimmer seines Bartes und den für ihr Alter viel zu mageren Hals meiner Tochter noch vor Augen. Eine Welle von Traurigkeit überschwemmte mich, als wäre es ein Abschied für immer. Ich beeilte mich, die Tür hinter mir zuzuziehen. Von drinnen hörte ich ihn sagen: »Mach dir keine Sorgen um Ayoung und mich. Komm wohlbehalten wieder heim.« Es schmerzte mich, mich von ihnen trennen zu müssen, ich konnte mich kaum überwinden zu gehen.

Seit dem Aufstehen hatte Jeongman mich auf Schritt und Tritt verfolgt. Als das Baby aufgewacht war, hatte er es auf den Arm genommen und sich ständig in meiner Nähe herumgedrückt. Ich hatte Reis gekocht, Suppe vom Vortag aufgewärmt, mir noch einmal Milch abgepumpt, mich gewaschen, eingecremt und frische Unterwäsche angezogen. Bei allem, was ich zu tun hatte, bevor ich ging, hatte mein Mann mich nicht aus den Augen gelassen. Allerdings hätte er in unserem winzigen und einzigen Zimmer auch nur die Wahl gehabt, mir den Rücken zuzukehren. Auch meine Tochter, die gerade drei Monate alt geworden war, hatte mich unablässig angestarrt. Als ich fertig angezogen war und mir gerade die Haare hochband, sagte mein Mann: »Solltest du nicht etwas Lippenstift auftragen?«

Ich zögerte einen Moment und benutzte dann Vaseline. Sonst hatte ich ja nichts, was man Kosmetik hätte nennen können. Dann nahm ich meinem Mann die Kleine ab und gab ihr die Brust. Mit Mühe unterdrückte ich dabei den Drang, Jeongman zum elften Mal zu erklären, wie er dem Kind das Fläschchen mit der abgepumpten Milch zu geben habe.

»Vergiss nicht, zu Mittag zu essen. Die Suppe ist im Topf, der Topf im Kühlschrank ...«

Auch das hatte ich schon fünf- oder sechsmal gesagt, und mein Mann antwortete zum fünften oder sechsten Mal: »Ja, ja, mach dir keine Sorgen.«

Das Baby brabbelte vor sich hin. Jeongman nahm die Hand der Kleinen und winkte damit: »Ayoung, sag Mama tschüss!« Ich strich ihr über die Wange.

Etwa vierzehn Tage nach der Geburt von Ayoung hatte ich wieder angefangen zu arbeiten. Mein Mann konnte mich nicht davon abhalten, es ging nicht anders. Da ich noch nicht wieder vollständig bei Kräften war, kam eine Ganztagsbeschäftigung nicht in Frage. So verteilte ich an U-Bahn-Eingängen Flyer und steckte auf Parkplätzen von Einkaufszentren Visitenkarten hinter die Scheibenwischer der Autos. In Wohnanlagen warf ich allerlei bunte Prospekte in die Briefschlitze – Werbung von Kreditinstituten, Privatschulen, Saunas, Karaoke-Bars, Hotels, Restaurants, Kuss-Cafés ... Alle zwei Stunden ging ich nach Hause, um mein Kind zu stillen. Die Arbeit war nicht schwer, aber sie brachte auch nicht viel ein. Deshalb hatte ich eine Entscheidung treffen müssen.

Es war natürlich nicht ideal, die Kleine bei ihrem Vater zu lassen, der Ruhe brauchte, um sich auf die Beamtenprüfung vorzubereiten. Wie sollte er sich aufs Lernen konzentrieren,

wenn er alle zwei bis drei Stunden Fläschchen geben und Windeln wechseln musste? Seit meinem 17. Lebensjahr hatte ich ununterbrochen geschuftet, aber ich war noch nie so ungerne zur Arbeit gegangen wie dieses Mal, mit einem schlechten Gewissen und schweren Herzens. Mir war vollkommen klar, dass *ich* unseren Lebensunterhalt zu verdienen hatte. Trotzdem musste ich mich an jenem Tag zwingen, Schritt für Schritt die enge, schwindelerregend steile Treppe hinunterzugehen, die von unserer Wohnung zum Eingangstor führt.

Einen Monat vor dem errechneten Geburtstermin waren wir in eine Einzimmerwohnung im Dachgeschoss eines vierstöckigen Hauses gezogen. Der Spätsommer stellte jeden Tag einen neuen Hitzerekord auf. Wenn ich zum Einkaufen mit meinem dicken Bauch die rostige Eisentreppe hinunter- und wieder hinaufmusste, war ich hinterher jedes Mal schweißgebadet. Als dann die Wehen einsetzten und ich ins Krankenhaus wollte, kam mir der Abstieg länger vor als mein ganzes vorheriges Leben. Die Eisenstufen waren abgetreten und glatt. Außerdem wackelte die Konstruktion. Wie es im Winter bei Schnee wäre, wagte ich mir kaum vorzustellen. Der Himmel war grau in grau, es würde bestimmt bald schneien. An diesem Tag brachte ich die Treppe schnell hinter mich, trat in die Gasse und hastete den Hügel hinunter zur Kreuzung. Außer Atem und nach Luft schnappend kam ich dort an. Die Fußgängerampel blinkte grün, mit letzter Kraft lief ich noch hinüber. Hinter mir ertönte plötzlich lautes Hupen.

»Bist du lebensmüde? Oder wahnsinnig? Hast du keine Angst, Mensch?«, fuhr mich ein Mann an; er hatte das Seitenfenster heruntergelassen.

Es war der Restaurantbesitzer Wang. Ich begrüßte ihn mit

einer Verbeugung. Die Seitentür des Kleinbusses ging auf, ich bückte mich und stieg ein. Kaum hatte ich die Tür hinter mir zugezogen, fuhr der Wagen auch schon los. Ich schwankte, verlor das Gleichgewicht und fiel einer Frau, die dort saß, auf den Schoß.

»Begrüßt du andere Leute immer mit dem Hintern?«

»Guten Morgen«, sagte ich mit einem Nicken und nahm ihr gegenüber Platz.

»Die ist neu. Du kümmerst dich ein bisschen um sie und lernst sie an!«, sagte Herr Wang.

»Wenn sie denn lernen will.« Die Frau deutete auf eine andere. »Das ist die Köchin, wir sagen Tante Yun zu ihr. Ich bin im Service. Betrachte mich einfach als große Schwester und nenn mich Gini!«

»Gut.« Ich nickte erneut.

Tante Yun war knapp über fünfzig, Gini in den Vierzigern. Plötzlich schlingerte das Auto.

»Der fährt wie ein Verrückter«, murmelte Yun, während sie die beschlagene Fensterscheibe freiwischte. Ich saß gegen die Fahrtrichtung und empfand das Schlingern deshalb noch stärker. Da die Heizung aus war, bildeten sich bei jedem Atemzug weiße Nebelwölkchen vor Mund und Nase. Draußen begannen Schneeflocken zu tanzen. Der erste Schnee des Jahres. Wie immer, wenn ich etwas Schönes oder Gutes sah, musste ich an meine Tochter denken. Ayoung mit ihren drei Monaten war noch sehr klein, und ich hing sehr an ihr. Damals war ich immerhin noch eine Mutter, oder jedenfalls wie man sich vorstellt, dass eine Mutter zu sein hat.

Alles, was ich tat, drehte sich um die Kleine. Ich wollte, dass sie sich gut entwickelt. Deshalb versuchte ich, ordentlich

zu essen, damit sie genug Muttermilch bekam, und ausreichend zu schlafen, damit ich sie anlächeln konnte. Auch den Entschluss, wieder zur Arbeit zu gehen und sie der Obhut meines Mannes zu überlassen, hatte ich nur zu ihrem Wohl gefasst. Einer musste uns ja ernähren, und ich wollte nicht, dass Jeongman zur Arbeit ging. Er sollte sich auf die Prüfung vorbereiten und sie bestehen, für unsere Kleine. Sie war mein Lebenselixier. Ich hatte sie zur Welt gebracht, und sie sollte es einmal besser haben als ich. Das war auch der Wunsch meines Mannes.

Hinter der Stadtgrenze veränderte sich die Landschaft schlagartig. Die Gebäude wurden niedriger, die Straße schmaler. Irgendwann tauchte plötzlich wieder eine Autobahn auf. Als ich den Kopf drehte, bemerkte ich einen schilfgesäumten See, auf dem ein Schwarm Zugvögel schwamm. Ein äußerst idyllisches Bild. Am Ufer reihten sich prachtvolle Häuser. Ich sah Hinweistafeln mit Aufschriften wie »Garten«, »Pot-au-feu vom Hasen«, »Entenspezialitäten« und dergleichen. Es gab eine Menge Restaurants und Cafés, dazwischen hier und da ein Hotel. Als ich zum Vorstellungsgespräch hier gewesen war, war mir das alles entgangen.

»Kennst du die Gegend?«, fragte Gini.

»Nein, überhaupt nicht.«

Das hier war völlig jenseits meiner Lebensverhältnisse. Ich wusste ja nicht einmal, wie teuer die Fleischgerichte waren, die in den Gartenrestaurants in der Stadt angeboten wurden. Ganz zu schweigen von denen, die es in diesen piekfeinen Villenrestaurants gab. Hotels, Restaurants oder Cafés waren mir fremd. Mein Mann trank zwar ununterbrochen Instantkaffee, aber ich konnte schon nach einer Tasse nicht mehr ein-

schlafen. Bevor wir zusammengezogen waren, hatten wir uns meistens auf der Dachterrasse des billigen Wohnheims getroffen, in dem wir beide wohnten. Danach hatten wir uns manchmal in sein oder mein Zimmer geschlichen.

Ich wunderte mich, wo die Gäste für die Restaurants herkamen; hier gab es weder Anwohner noch eine Bushaltestelle. Was waren das für Leute, die extra herausfahren, um in dieser Idylle zu essen, Tee zu trinken oder sich ein paar Stunden zu zerstreuen, und wie reich mussten sie sein? Und waren sie, wenn man sich die vielen Restaurants, Cafés und Hotels ansah, wirklich so zahlreich? Ich kam mir vor wie auf einem anderen Planeten.

»Aussteigen!«, dröhnte Herr Wang.

»Wollen Sie, dass uns das Trommelfell platzt? Und worauf wartest *du* jetzt?«

Ich saß hilflos auf meinem Platz, weil ich nicht wusste, wie man die Schiebetür öffnete. Die »Tante« stieß mich unsanft zur Seite und schob die Tür scheinbar mühelos auf. Immer noch wirbelten Schneeflocken umher, und in der Nähe war das Plätschern von Wasser zu hören. Yun, gefolgt von Gini, ging hinter dem Chef auf das Restaurant zu. Zögernd schloss ich mich ihnen an. Die anderen liefen so schnell, dass ich bald ins Schnaufen geriet. Waren sie über etwas verärgert? Auf der Schwelle des Hauses drehte ich mich um und erblickte auf dem Parkplatz eine Tafel, auf der in schwarzen Lettern auf weißem Grund der Name des Restaurants stand: *Wang Baek Suk* – Wangs Chicken-Restaurant. Ich riss mich zusammen und trat festen Schritts ein. So begann mein erster Arbeitstag.

Meine Zweifel, ob das Restaurant, in dem es vorwiegend Pot-au-feu vom Huhn gab, im Winter gut laufen würde, er-

wiesen sich als unbegründet. Ich hatte alle Hände voll zu tun. Da ich mich bei allem ungeschickt anstellte, war es besonders anstrengend für mich. Wie überall, wenn man neu ist.

»Heute ist dein erster Tag, darum übernehme ich den Spätdienst.«

Spätdienst hieß, dass man bis Mitternacht aufräumen musste. Yun durfte früher als wir Feierabend machen. Sie ging jedoch nur kurz zu Hause vorbei, bevor sie sich auf den Weg zu ihrem zweiten Job in einem anderen Restaurant machte.

»Wann schläfst du denn dann?«, fragte ich neugierig.

»Ich schlafe, wenn ich müde bin«, erwiderte die Tante.

»*Schlafen*, ja ganz bestimmt«, kicherte Gini.

»Was ist denn los mit dir, das geht ja den ganzen Morgen schon so. Hast du gute Laune, weil du jemand neues zum Schikanieren hast?«

Unbekümmert quasselte Gini weiter. Sie erzählte, ihr Sohn sei Abiturient, und sie wolle nur so lange hier arbeiten, bis er die Aufnahmeprüfung an der Universität bestanden habe. Das sei die richtige Einstellung, pflichtete ihr die Tante bei. Sie selbst sprach allerdings kaum über Persönliches und rang sich auch nur selten ein Lächeln ab. Gini klärte mich noch auf, dass nur Yun es sich erlauben könne, dem Chef zu widersprechen. Dann holte sie aus der Abstellkammer neben der Küche eine Uniform heraus und gab sie mir. Die Uniform war mir zu weit, und erst als ich die orangefarbene Schürze umband, hatte ich das Gefühl, eine Bedienung zu sein.

»Hast du Schminkzeug dabei?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Du hast wirklich keine Ahnung, oder?«

Gini streckte mir ihr Kosmetiktäschchen hin.

»Ungeschminkt kannst du nicht bedienen. Denk doch mal nach! Nimm wenigstens etwas Puder und Lippenstift.«

Ich tat, was sie sagte, und trug denselben roten Lippenstift auf wie sie. Die gleiche Uniform hatte ich ja schon an – eine moderne Form des *Hanbok*, der traditionellen koreanischen Tracht. Die Haare band ich wie Gini zu einem Pferdeschwanz und steckte diesen in ein Haarnetz. Gini musterte mich.

»Geschminkt bist du gar nicht so hässlich. Naja, jede nimmt der Chef ja auch nicht. Hat er dir nichts weiter gesagt? Weißt du wirklich gar nicht Bescheid?«

»Kommt her, macht schon!«, rief Herr Wang von draußen.

Meine Neugier war geweckt, und ich hätte Gini gerne noch gefragt, worüber ich Bescheid wissen solle, aber zunächst musste ich putzen. Herr Wang schärfte Gini ein, mir alles sehr genau zu zeigen.

Im Hauptgebäude fing ich an. Ich kehrte und wischte den Saal, in dem über zehn Tische standen, danach fünf mit niedrigen Tischchen ausgestattete Nebenräume. Dann waren die Fensterrahmen und die Pflanzen auf den Fensterbänken abzustauben. Anschließend kamen die Nebenhäuser an die Reihe, ebenfalls fünf an der Zahl. Diese freistehenden kleinen Bungalows mit Seeblick bestanden aus jeweils einem Zimmer mit Bad. Ausgestattet waren sie mit einem Fernseher, einer Karaoke-Anlage, einem niedrigen, aber großen Tisch, Sitzkissen und einem Satz *Hwatu*, Blumenquartetten. In der Ecke lag ein Stapel Decken. Auch hier musste ich saubermachen. Anschließend sollte ich, obwohl sie im Winter nicht benutzt wird, die große Sitzbank im Freien abkehren. Zuletzt waren noch die Toiletten im Hauptgebäude zu desinfizieren. Unter Ginis kritischem Blick lernte ich, wie man mit Chlorox die

Toilettenschüsseln schrubbte und spülte, damit alle unangenehmen Gerüche verschwanden. Als ich nach dem Putzen in den Saal kam, war es schon elf Uhr. Der Tisch vor der Küche war gedeckt, in der Luft hing der Duft von Reis.

»Den Reis holst du. Das macht immer die Neue.«

Kaum waren wir mit dem frühen Mittagessen fertig, traten die ersten Gäste ein. Obwohl der Saal noch nicht besonders voll war, hatte ich alle Hände voll zu tun, denn für mich als Neuling war alles ungewohnt. Was ich alles zu lernen hatte! Ich bewegte mich ungeschickt, alles dauerte und kostete Kraft. Da es die Zeit der Jahresabschlussessen war, hatten wir an jenem Tag viele Gruppen. Geschäftig lief ich hin und her, brachte Beilagen, füllte Toilettenpapier nach, leerte Müll-eimer und servierte Kaffee. Inzwischen hatten sich alle Räume mit Gästen gefüllt. Bei den Bungalows gaben sich Paare mittleren Alters die Klinke in die Hand. Die meisten Probleme machte mir das Gewicht des Porzellangeschirrs. Selbst wenn ich nur ein paar leere Teller abräumte, hatte ich das Gefühl, mir würden die Arme abfallen. Um neun Uhr morgens hatte ich meine Wohnung verlassen, bis neun Uhr abends hatte ich gearbeitet. Das waren 12 Stunden. Dazwischen hatte ich zweimal gegessen und dreimal zu Hause angerufen, um zu hören, wie es der Kleinen ging. Jedes Mal hatte mein Mann geantwortet, ich solle mir keine Sorgen machen.

Als ich nach dem Abschied von Gini, die ja den Spätdienst übernommen hatte, im Wagen des Chefs Platz nahm, musste ich unwillkürlich stöhnen.

»War es etwa anstrengend?«, fragte Herr Wang, bevor er mit Vollgas abfuhr. Er würde mich wieder an der Kreuzung absetzen, an der er mich am Morgen abgeholt hatte. Jetzt bei Nacht

erschien mir die Straße viel holpriger. Die Bäume ächzten unter dem Gewicht des Schnees. Bei jedem Ruckeln des Autos roch ich Hühnereintopf; der Geruch drang mir aus allen Poren. Allein der Gedanke an die Suppe und die Fettaugen darauf verursachte mir Übelkeit. Herr Wang zündete sich eine Zigarette an und bemerkte: »Zieh morgen vernünftige Unterwäsche an!«

Ich wurde rot. Es war am Nachmittag passiert. Gini hatte mich im Vorbeigehen angestupst und einen vielsagenden Blick auf meine Brust geworfen. Muttermilch war ausgetreten und hatte auf meinem Oberteil einen nassen Fleck hinterlassen. Leider hatte auch der Mann, den ich gerade bediente, etwas bemerkt. Peinlich berührt wandte er seinen Blick ab. In diesem Moment wurde es am Tisch gerade lustig, und die Runde brach in Gelächter aus. Eilig verschränkte ich die Arme über der Brust und floh in die Abstellkammer. Gini hatte mir schon eine neue Uniform bereitgelegt.

Im Inneren des ungeheizten Wagens war es genauso kalt wie draußen. Ich fror an den Schultern und klapperte mit den Zähnen. Trotzdem wagte ich es nicht, mich über die Kälte zu beklagen. Ich drückte mich so gut es ging in den Sitz, aber nun zog es mich in die Seite. Der Tag war einfach zu lang gewesen. Ich sehnte mich nach dem Geruch des Babys und danach, mich neben meinen Mann zu legen, meine kalten Füße an seinen warmen zu reiben und einzuschlafen. Doch sobald ich zu Hause war, fiel ich vor Müdigkeit um. Ich konnte gerade noch Ayoung in die Arme ziehen, um ihr die Brust zu geben. Die Kleine war gar nicht in der Lage, so schnell zu saugen, wie die Milch floss, so dass sie sich immer wieder verschluckte.

*

Morgens, auf dem Weg zur Arbeit, bot der See durch den Nebel hindurch einen großartigen Anblick. Meistens lag er still und glatt da. Die Bäume und Berge der anderen Seite spiegelten sich auf dem Wasser, und die Vögel, die sich in die Lüfte schlangen, um bald darauf wieder zu landen, waren die Herren des Ufers. Es herrschte eine Ruhe, als gäbe es keine Menschen weit und breit. Wenn es dämmerte, wurde der Geruch des Wassers stärker. Stand man dann eine Weile am Ufer, stieg so viel Feuchtigkeit auf, dass einem die Kleider klamm wurden. Am Abend zeigte sich der Ort von einer ganz anderen Seite als am frühen Morgen.

Die Zeiten waren hart. Doch trotz des insgesamt rückläufigen Geschäfts waren die Restaurants abends noch sehr gut besucht. Alle Gebäude waren mit unzähligen kleinen Glühbirnen geschmückt, das Ufer sah aus wie eine einzige prachtvolle Weihnachtsdekoration. Das Wang Baek Suk machte keine Ausnahme. Anders als die anderen Restaurants war es aber mittags stärker frequentiert als abends. Die Jahresabschlussfeiern waren vorbei und Neujahrspartys gewichen. Doch auch danach lief das Mittagsgeschäft nach wie vor gut. Nun trafen sich im Saal vor allem Grüppchen von Frauen, die private Kreditzirkel unterhielten, sogenannte *Gye*-Gruppen. Dazu kam das Geschäft mit den Bungalows, die von Kartenspielern genutzt wurden und von Paaren, die ungestört sein wollten. Ich fand es anfangs seltsam, dass eine Frau und ein Mann sich am helllichten Tag zum Essen in einen abgeschiedenen Raum zurückzogen. Das konnten keine normalen Ehepaare sein. Außerdem wurden die teuren Gerichte mitunter kaum angerührt. Da fragte ich mich schon, warum die Welt so ungerecht war. Vor allem, wenn ich dann sah, dass

an den Knochen Lippenstiftspuren waren, in den Schüsseln Schamhaare klebten und überall zusammengeknüllte Papiertaschentücher und benutzte Kondome herumlagen. Oder wenn ich Sperma von den Wänden abwischen musste. Die Bungalows dufteten nicht nach Hühnersuppe. Sie stanken nach Trieb und Lust.

Aber das war noch nicht alles. Ich entdeckte, dass auch Männer, allein oder zu zweit, sich in diese Häuschen begaben. Und oft verschwand danach dann Gini dorthin und kam erst nach einer langen Weile zurück. Meist handelte es sich um Stammgäste des Restaurants, die sich bestens auskannten. Manchmal waren es aber auch Männer, denen Herr Wang diskret seine Visitenkarte zugesteckt hatte. Wenn Gini aus den Bungalows zurückkam, putzte sie sich die Zähne, puderte sich und zog ihre Lippen nach. Als ich schließlich ihrem Geheimnis auf die Spur kam, fragte sie mich verblüfft: »Du wusstest nicht, was hier läuft?« Sie konnte es gar nicht glauben. »Bist du naiv oder einfach nur schwer von Begriff?«

Was mich vor allem überraschte, war die Tatsache, dass viele Gäste auch unter der Woche hierher kamen, tagsüber. Diese Leute sahen nicht ungewöhnlich aus, nein, sie wirkten ganz normal, zumindest äußerlich. Menschen, denen man an jeder Ecke begegnen könnte. Das Einzige, was sie von mir unterschied, war die Qualität ihrer Kleidung. Ein eindeutiger Beweis, dass sie doch zu einer anderen Gesellschaftsschicht gehörten als ich.

Wenn ich gelegentlich junge Frauen sah, die in Begleitung grauhaariger Männer erschienen, wurde es mir schwer ums Herz. Ich dachte dann nämlich an meine kleine Schwester Minyoung. Die Frauen, die in Minyoungs Alter waren und

ihre Figur hatten, musste ich einfach eingehend betrachten, auch wenn ich von meinen Kolleginnen dafür gescholten wurde. Minyoung hatte zwar mein Geld verprasst, aber sie war immer noch meine Schwester. Ihretwegen hatte ich die Restzahlung für mein Geschäft nicht leisten können und dadurch sowohl die Anzahlung als auch den Laden selbst verloren, so dass ich schließlich gezwungen gewesen war, von einer Absteige in die nächste zu ziehen. Fünf Jahre war es nun her, dass Minyoung spurlos verschwunden war. Solange sie sich nicht meldete, bestand keine Aussicht auf ein Wiedersehen. Gelegentlich riefen Männer an, die nach ihr suchten, und fingten aus heiterem Himmel an, mich zu beschimpfen. Manchmal gingen sie sogar so weit, mir zu drohen, um Minyoungs Aufenthaltsort zu erfahren. Ich antwortete dann nur: »Hören Sie, mich hat sie auch geprellt. Ich wüsste selber gern, wo sie steckt. Geben Sie mir unbedingt Bescheid, wenn Sie sie gefunden haben, ja?«

Die Männer fluchten dann meist und legten auf. Ich konnte sie verstehen. Auch ich wollte Minyoung finden, sie am Kragen packen und ihr eine kräftige Tracht Prügel verabreichen. Ich würde sie erst wieder als Schwester betrachten, wenn ich mein Geld zurückhätte. Und trotzdem sorgte ich mich um sie. Blut ist eben dicker als Wasser. Kaum hatte ich sie erfolgreich aus meinen Gedanken verbannt, kam wieder ein Anruf von einem Gläubiger. Aber so blieb mir wenigstens die Hoffnung, dass sie noch lebte.

Dann und wann besuchte ein Bezirkspolizist das Restaurant, ein entfernter Verwandter von Herrn Wang. Dem wurde in einem der Häuschen von Herrn Wang persönlich aufgetragen, und Gini war ihm zu Diensten, bis er genug hatte. Eines

Tages kam der Polizist in den Saal, um sich von Herrn Wang zu verabschieden. Dabei fiel sein Blick auf mich.

»Ein neues Gesicht?«

Herr Wang machte mich mit ihm bekannt. Ich verbeugte mich.

»Warum stellst du mir die erst jetzt vor? Die ist ja viel besser.«

»So? Dann musst du eben bald mal wieder vorbeikommen!«

»Wenn mein Cousin mir das rät, werde ich das wohl tun müssen!«

Der Polizist warf seinen Zahnstocher auf den Boden und stieg in sein Auto, wobei er mir zuzwinkerte.

»Dreckskerl!«

Herr Wang schaute mich an und seufzte. Hinter mir hörte ich Gini leise kichern.

Im Wang Baek Suk bekam ich für zwölf Stunden Arbeit knapp 40000 Won. Von dieser Summe behielt Herr Wang während der ersten drei Monate monatlich 200000 Won ein, die mir, sofern ich mindestens ein Jahr bei ihm arbeitete, bei meinem Ausscheiden ausbezahlt würden. Herr Wang stellte das als ein Entgegenkommen seinerseits dar und fügte nach kurzem Räuspern hinzu, er sei ja kein gewissenloser Arbeitgeber, die 600000 bekäme ich auf jeden Fall. Ich verstand nicht, warum er das so betonte und weshalb ich ihm für etwas dankbar sein sollte, was mir sowieso zustand. Aber ich traute mich nicht, ihn darauf hinzuweisen.

Bevor Herr Wang mich bei sich einstellte, hatte ich woanders schon mehrere Absagen bekommen. In der Fabrik, in der ich vor der Entbindung beschäftigt gewesen war, waren Stel-

len abgebaut worden, so dass man mich nicht wieder einstellen konnte. Leider hatte ich niemanden, der mir bei der Arbeitssuche helfen konnte. Ich war 33 Jahre alt, hatte ein Kind und keine Ausbildung. Es gab nicht viele Tätigkeiten, die für mich in Frage kamen, und die Zeit drängte. Also versuchte ich es in der Gastronomie, aber sogar für Aushilfsjobs nahm man mich nicht, weil ich keine Erfahrung vorzuweisen hatte. Deshalb war ich Herrn Wang so dankbar gewesen, dass er mir eine Chance gegeben hatte. Außerdem hatte er mir in Aussicht gestellt, dass ich, wenn ich mich gut anstellte, mehr verdienen könne. Das hatte mir Zuversicht gegeben.

Das billigste Essen im Restaurant war das Haus-Menü: Pot-au-feu vom Huhn, *Nurungji Tang*, drei verschiedene Kimchi und vier Beilagen. Ein Gericht, das ich mir nicht einmal von meinem Tageslohn hätte leisten können. Für unsere Gäste waren solche Mahlzeiten oder ein paar Schäferstündchen aber offensichtlich ein Klacks. Ich fragte mich, womit sie so viel Geld verdienten. Von dem, was sie übrigließen, hätte meine Familie satt werden können, und ich nahm mir vor: Wenn ich es schaffte, genug zu sparen, würden wir als Allererstes umziehen.

Unsere Dachkammer war nicht richtig isoliert, es zog permanent. Im Winter war es schrecklich kalt, im Sommer dagegen so heiß wie in einem Backofen. Hier ein Kind großzuziehen war eigentlich unmöglich. Zwar konnte man die Dachterrasse als Hof benutzen, aber wenn unser Kind irgendwann laufen könnte, wäre das viel zu gefährlich. Ein Zimmer mehr, damit mein Mann ungestört lernen könnte, würde mir schon genügen. Natürlich wäre auch ein Kinderzimmer schön, aber das war nicht so dringend. Ich baute keine Luft-

schlösser, hoffte auch nicht auf einen plötzlichen Geldsegen. Jeder träumt vielleicht davon, eine Eigentumswohnung zu besitzen, aber mir ging es vorerst einzig und allein darum, die vierwöchentlich anfallende Miete durch eine Einmalzahlung einer entsprechend hohen Kautions zu ersetzen. Es frustrierte mich, allmonatlich von meinem Verdienst Mietgeld abzweigen zu müssen. Ich beschloss, den Gürtel enger zu schnallen und zu sparen, bis ich einen gewissen Betrag zusammen hatte. Das musste doch zu schaffen sein.

Nachdem wir die Kautions für unsere alte Wohnung Minyoung gegeben hatten, blieb meiner Mutter und mir nichts anderes übrig, als ein Zimmer in einem *Goshiwon* zu nehmen. In solchen Wohnheimen wohnten sonst nur Leute, die sich auf staatliche Prüfungen vorbereiteten. Meine Mutter, die geschickte Hände hatte, montierte in Heimarbeit Sicherungskästen. Nur deshalb konnten wir uns diese Unterkunft überhaupt leisten. Das Zimmer war allerdings so klein, dass wir uns zwischen den Gehäusen und dem Werkzeug nicht einmal richtig hinlegen konnten. Es war eine schlimme Zeit mit vielen schlaflosen Nächten. Ich wollte mit meinen Ersparnissen und einem Kredit einen Imbiss aufzumachen. Aber noch bevor ich das Geschäft eröffnen konnte, musste ich es schon wieder verkaufen. Minyoung hatte sich das dafür gedachte Geld nur ein paar Tage »borgen« wollen, und ich, blauäugig wie ich war, war darauf eingegangen. Minyoung war sofort damit verduftet. Genauso wie sie den Erlös der alten Wohnung auf den Kopf gehauen hatte. Aber das war meine eigene Schuld. Der bloße Gedanke daran brachte mich jedes Mal dermaßen in Wut, dass ich am ganzen Leib zitterte. Erst als meine Mutter

mich irgendwann einmal packte und mir klarmachte, dass es so nicht weitergehen könne, kam ich zur Besinnung. Sie hatte ja recht, also suchte ich mir wieder einen Job.

Nun stand ich in der Leiterplattenfertigung am Band. Ich musste Ausschussteile sichten, was auf die Dauer die Augen nicht nur anstrengte, sondern auch dermaßen austrocknete, dass es schmerzte. Der Raum war schlecht belüftet, und der Geruch war beißend. Doch die einfache Arbeit half mir, mir über einiges klar zu werden. Schulden konnte man zurückzahlen, man musste nur verdienen. Verdiente man mehr, konnte man die Schulden schneller tilgen. Ich musste also bloß mehr arbeiten. Ich nahm einen Zweitjob an. Gegen Provision verteilte ich für ein Restaurant Werbezettel an Passanten. Trotzdem kamen wir nur gerade so über die Runden. Schließlich fand meine Mutter eine Anstellung in einer Sauna und zog aus, weil ihr dort eine Unterkunft gestellt wurde. »Solange ich ein Dach über dem Kopf habe«, meinte sie, »ist es mir egal, was ich arbeite.« Ich konnte sie nicht davon abhalten.

Im Wohnheim lernte ich meinen Mann kennen. Wir begegneten uns öfter in der Gemeinschaftsküche, wenn ich mir mein Abendessen zubereitete. Erst nickten wir uns nur im Vorbeigehen zu, dann teilten wir unser Kimchi und brieten Spiegeleier für zwei. Bald saßen wir regelmäßig Kopf an Kopf über einen Topf gebeugt und aßen Instantnudeln, bis wir schließlich sogar unsere Reisreste in eine Soße gaben. Als es so weit war, dass uns all das selbstverständlich erschien, beschlossen wir, zusammenzuziehen. Ich erzählte meiner Mutter nichts davon. Mein Bauch war bereits dick geworden.

Im Vergleich zu den Zimmern im Goshiwon gefiel uns die Dachkammer zunächst sehr gut. Endlich konnten wir mal die

Beine richtig strecken. Zusammen brachten wir gerade die Summe auf, die für die Wohnung verlangt wurde. Sie hatte ein Zimmer, das ungefähr drei- oder viermal so groß war wie das, das wir gewohnt waren, Küche und Bad. Die steile Außentreppe und die extremen Temperaturschwankungen bei Kälte oder Hitze spielten für uns in dem Moment keine Rolle. Wir kündigten sofort die Wohnheimzimmer und zogen um. Das war letzten Sommer.

Im Herbst kam Ayoung zur Welt. Die Kleine konnte kaum den Kopf heben, als schon dieses und jenes für sie angeschafft werden musste. Die Dachkammer, die uns am Anfang so groß vorgekommen war, wurde zusehends kleiner und beengter. Die Freude, ein Bad für sich allein zu haben, verging. Für die Babybadewanne war es zu klein. Jedes Mal, wenn ich Ayoung im Zimmer gebadet hatte und die Pfützen aufwischte, erwünschte ich die Enge der Wohnung. Ich wollte ja keinen Tanzsaal, gewiss nicht, nur ein bisschen größer sollte die Wohnung sein. Das war doch keine Gier, nur ein bescheidener Wunsch. Und wenn dieser Wunsch jemals in Erfüllung gehen sollte, musste mein Mann die Prüfung bestehen. Bis dahin hatte er zu lernen und nichts als zu lernen. Meine Aufgabe war derweil, uns zu versorgen. Ich war an Arbeit gewöhnt und bereit, alles zu tun, egal was. Ich empfand eine gewisse Genugtuung, dass mein Mann kein einfacher Arbeiter war, sondern jemand, der am Schreibtisch saß und seine Nase in Bücher steckte. Es brachte vorerst nichts ein, aber es gab uns Hoffnung. Und diese Hoffnung war der Strohalm, an den ich mich klammerte.

*

Der heimliche Extraservice des Restaurants brachte Herrn Wang einen erheblichen Zulauf an Kunden, und zwar das ganze Jahr über. Dass er dank seines Polizistencousins keine überraschenden Kontrollbesuche der Behörde zu fürchten hatte, kam ihm sehr zustatten. Als Gegenleistung musste er nur ab und zu seinen Cousin und dessen Kollegen in das Lokal einladen.

»Niemand wagt es, uns hinzuhängen«, vertraute mir eines Tages Gini hinter vorgehaltener Hand an, als wäre es ein Staatsgeheimnis. »Es liegt ja auch im Interesse unserer Kunden, nichts zu sagen. Sie wären genauso dran wie wir. Herr Wang ist ziemlich vorsichtig. Er bietet unsere Dienste ja nicht jedem Dahergelaufenen an. Er hat da seine Auswahlkriterien, selbst bei den besten Kunden.«

Ginis Atem roch ziemlich nach Kohl.

»Dein neues Kimchi ist ganz schön salzig, Tante Yun!«, rief sie, stocherte aber weiter auf dem Teller herum.

»Dann trink Wasser!«, erwiderte die Köchin, die das Gemüse täglich frisch einlegte.

»Tu doch einfach kleinere Portionen auf die Teller und nimm dir den Rest mit nach Hause.«

Herr Wang hatte uns eigentlich verboten zu essen, was die Gäste übrigließen, aber sobald er uns den Rücken zuwandte, ließ Yun uns davon probieren. Manchmal steckte sie uns auch Tütchen mit Essen zu, die sie heimlich vorbereitet hatte.

»Wie alt ist deine Tochter?«, fragte sie. »Möchtest du etwas Hühnersuppe für sie?«

»Ja gern, aber Herr Wang ...«

»Ach, der erfährt davon schon nichts.«

Gini mischte sich ein: »Ich hab alles gehört.«

»Das trifft sich ja gut. Dann frag den Chef bei der Gelegenheit doch auch, ob es ihn stört, dass ich Yunyoung was für ihr Baby mitgebe, während er bei dir beide Augen zudrückt, wenn du Fleisch für deinen Mann klaust. Nur zu, geh hin!«

Beleidigt verzog Gini das Gesicht: »Fass dir an die eigene Nase! Herr Wang weiß ganz genau, dass du immer was für deinen Sohn abzweigst!«

»Hüte deine Zunge!«

Im selben Augenblick betrat Herr Wang den Saal, gefolgt von etwa fünfzehn Leuten. Gini und ich machten uns automatisch an die Arbeit. Wir richteten unsere Kleider und grüßten mit einer tiefen Verbeugung. Gini legte an mehreren Tischen Kissen zurecht und bat die Gäste, Platz zu nehmen. Ich holte in der Zwischenzeit Gläser, Wasserkaraffen und heiße Tücher. Dann verteilte ich drei verschiedene Sorten Kimchi auf den Tischen, von dem sich jeder nach Gutdünken etwas nehmen konnte. Die Gruppe bestand nur aus Männern, genauer gesagt aus Lehrern. Alle machten sie einen gesitteten Eindruck. Kurz darauf kam ein nicht mehr ganz so junges Ehepaar herein. Ich hieß sie willkommen und brachte auch ihnen gleich etwas Kimchi. Ich empfang weitere Gäste, trug unzählige Teller auf, räumte die Tische wieder ab, verabschiedete mich ... Zwischendurch wurde ich mehrmals zu den Bungalows geschickt. So verging die Zeit wie im Flug.

Ich gewöhnte mich schnell an meine neue Arbeit. Nach zwei Wochen hatte ich alles im Griff, sowohl die anfallenden Aufgaben als auch das richtige Einschätzen der Kunden. Aber es war hart. In den ersten Tagen war ich so erschöpft, dass ich morgens kaum aufstehen konnte. Meine Knöchel und Knie waren geschwollen, Hals, Schultern und Hand-

gelenke schmerzten fürchterlich. Gini behauptete, das würde auch mit der Zeit nicht besser.

»Tante Yun leidet schon zehn Jahre«, versicherte sie mir.
»Bei mir sind es acht. Wer hier arbeitet, schuftet sich zu Tode.«

Ich nickte verständnisvoll.

Herr Wang hatte dauernd etwas zu meckern. Er bemängelte zum Beispiel, dass Yun bei jedem neuen Gericht die Einweg-Handschuhe wechselte. Für ihn war das Verschwendung.

»Wenn das so ist«, gab Yun eines Tages zurück, »ziehe ich eben gar keine mehr an.«

»Gute Idee!«

Sie bedachte ihn mit einem bösen Blick. »Er hat wirklich ein Talent dafür, Probleme zu schaffen, wo gar keine sind«, murzte sie leise.

Herr Wang nahm keine Notiz davon. Bei Gini gab er gar keine Ruhe. Sie solle endlich abnehmen. Uns sagte er, er hätte die Nase voll, sie zum Bedienen in die Bungalows zu schicken. Auch an mir hatte er ständig etwas auszusetzen. Er sagte, ich solle mich schneller bewegen, und verbot mir, mich zwischendurch einmal hinzusetzen, auch wenn der Saal leer war. In solchen Momenten flüchtete ich mich in die Küche oder wischte, um von ihm wegzukommen, Tische ab, die schon blitzsauber waren.

Die Hühner wurden draußen in einem großen Kessel gekocht, auf einer Feuerstelle, die sich neben den Kimchivorräten befand. Darum kümmerte sich Herr Wang persönlich. Unter den Feinschmeckern in Seoul hatte seine Küche einen gewissen Ruf. Vor allem seine Suppe mit Reiskruste und die mit Meeresfrüchten und Hühnchen waren sehr beliebt. Gerichte, die ich mir im Leben nicht hätte leisten können.

»Entschuldigung, können wir bitte noch eine Flasche *Soju* bekommen?«

Ich eilte hin. Ein paar von den Männern an dem Tisch hatten schon hochrote Köpfe. Einer von ihnen packte meine Hand: »Süß bist du!« Er ließ einen Tausend-Won-Schein in meine Schürze gleiten.

»Lassen Sie mich los, ich bitte Sie«, wehrte ich verwirrt ab und legte ihm das Geld wieder hin.

Der Tischnachbar des Mannes lachte laut auf. »Meint sie, es ist nicht genug, oder ist sie einfach nur dumm?«

Hilfesuchend sah ich mich zu Gini um, die mit ihren Lippen lautlos die Worte formte: »Nimm es!«

»Siehst du, die da hat den Dreh raus«, sagte der erste Mann anerkennend. »Sie rät dir anzunehmen.«

Er nahm das Geld und drückte es mir forsch in die Hand. Ich gab mich geschlagen, verneigte mich und bedankte mich stammelnd. Als ich mich zurückziehen wollte, hielt mich der Mann an der Schürze fest.

»Jetzt, wo du die Bezahlung hast, wirst du uns etwas unterhalten. Schenk mir ein!«

»Und mir halt die Hand«, meldete sich ein anderer.

»Ich hätte gerne eine Umarmung und einen Kuss«, sagte ein dritter.

»Es stimmt, du bist wirklich hübsch!«

So trieb jeder seinen Spaß mit mir. Erneut sah ich zu Gini. »Worauf wartest du? Schenk endlich ein!«, forderte mich ihr Mund auf.

Ich kniete mich hin und füllte das Glas des Mannes. Sein Nachbar sah spöttisch auf mich herab, zog einen Zehntausend-Won-Schein aus der Brieftasche und schob ihn mir in

die Schürze. Dabei ließ er seine Hand über meine Schenkel gleiten.

»Es gefällt mir, dass du so folgsam bist. Sonst hören ja schon die eigenen Kinder nicht mehr auf einen.«

Dann hielt er mir sein Glas hin.

»Nicht nur die Kinder«, bekräftigte ein anderer. »Auch unsere Frauen geben doch keinen Pfifferling mehr auf das, was wir sagen. Da bleibt uns gar nichts anderes übrig, als uns wen anders zu suchen. Männer in unserem Alter brauchen eine Mätresse. Sonst fühlen wir uns geradezu behindert. Würde es dir gefallen, meine zu werden?«

So trieben sie ihre Scherze mit mir, und einer feuerte den anderen noch an.

Als sich ein dritter von mir nachschenken lassen wollte, dachte ich an die zerknitterten Geldscheine in meiner Tasche. Was konnte es schon schaden, sie mit Alkohol zu versorgen? Ich füllte weitere Gläser. Die Flasche Soju war bald leer. Erst als ich eine weitere gebracht hatte, durfte ich mich zurückziehen. Herr Wang stand an der Kasse und beobachtete mich.

*

Ich arbeitete jetzt schon fast einen Monat im Wang Baek Suk. Jeden Tag, wenn ich mich für die Arbeit fertig machte, sah mich mein Mann mit einem Blick an, aus dem unendliches Bedauern sprach. Er warf sich vor, dass wir nur seinetwegen dieses mühselige Leben führten.

»Mach dir meinetwegen keine Sorgen«, sagte ich eines Morgens zu ihm. »Kümmere du dich ums Lernen. Das ist alles, worum ich dich bitte.«

Ich sah, wie unsere Tochter sich in ihrem Bettchen drehte und mit den Beinchen strampelte. Das berührte mich unheimlich. Die Männer, die ins Restaurant kamen, starrten mir oft auf den Busen. Ich hatte zwar nach sechs mühevollen Monaten aufgehört, meine Tochter zu stillen, und meine Brüste taten mir nicht mehr weh, aber ab und zu passierte es doch, dass Milch austrat.

»Was hat dich denn geritten, arbeiten zu wollen, bevor du abgestillt hast?«, hatte Gini gesagt. Dabei hatte sie mit dem Zeigefinger in meine pralle Brust gepiekt und missbilligend mit der Zunge geschmalzt. »Armes Mädchen! Was musst du nur für ein Leben haben!«

Mit geübten Händen nahm Jeongman die Kleine auf den Arm und tätschelte ihr sanft den Rücken. Ayoung schlief sofort wieder ein. Wegen der schweren Teller, die ich zu schleppen hatte, und wegen des ständigen Putzens der Tische war ich abends immer hundemüde, aber sobald ich nach Hause kam und meine kleine Ayoung sah, war alles vergessen. Ich musste nun einmal Geld verdienen, um ihr Windeln, Strampelanzüge, Schühchen und Rasseln kaufen zu können. Sie würde schneller wachsen als ein Radieschen und immer mehr Sachen brauchen. Allem voran Nahrung. Es würde nicht mehr lange dauern, bis man das Essen umstellen und ihr Rindfleisch zu essen geben musste. Da kostete das Pfund über fünfzehntausend Won! Allein für das Milchpulver und die Gläschen brauchte ich schon zweihunderttausend Won im Monat. Ich musste eben woanders sparen. Aber alles war so teuer, dass allein fürs Essen die Hälfte meines Lohnes draufging, selbst wenn wir uns nur von Gemüse ernährten. Geld verdienen war eine Sache, zu sparen eine ganz andere.

Im Monat kam ich, wie Herr Wang angekündigt hatte, nur auf eine Million Won. Das war im Vergleich zu dem, was ich als Prospektverteilerin verdient hatte, schon eine ganze Menge. Aber es reichte nicht, um für Ayoung eine Tagesmutter zu bezahlen. Wir kamen gerade so über die Runden, und unsere Träume blieben Träume. Mein Mann versicherte mir, er könne lernen und sich gleichzeitig um unser Kind kümmern, aber ich sah sehr wohl, dass er beim Durcharbeiten seiner Lehrbücher keine Fortschritte machte. Sie waren immer auf denselben Seiten aufgeschlagen. Die Monate gingen ins Land. Mein Mann fiel bei den Prüfungen im Frühjahr durch, ebenso bei denen im Sommer. Allmählich zweifelte ich daran, ob es richtig war, für unsere Zukunft nur darauf zu bauen, dass Jeongman die Prüfung bestand.

Mein Mann war schon Prüfungsanwärter, als wir uns im Goshiwon kennenlernten. Er hatte mir erzählt, dass seine alte Mutter, die auf dem Land lebte, ihm Geld für sein Studium schicke. Daher könne er gar nicht anders, als die Beamtenprüfung zu bestehen, er fühle sich nachgerade dazu verpflichtet. Ich hatte ihm Mut gemacht und ihm gesagt, dass er bei solcher Zielstrebigkeit auf jeden Fall gute Noten bekommen würde und dass von nun an ich anstelle seiner Mutter für ihn aufkommen würde. Doch jetzt hatte er ein Kind zu versorgen. Er sollte also ein noch größeres Interesse daran haben, erfolgreich zu sein. Neben dem Tischchen, das ihm als Arbeitsplatz diene, stapelten sich Wälzer: Koreanisch, Englisch, Geschichte, Verwaltungsrecht, Staatswissenschaft ... Mir wurde schon beim Hinsehen ganz schwindelig.

Ich hatte das Lernen nie gemocht. Mein Lehrer an der Mittelschule triezte seine Schülerinnen der dritten Klasse mit Hausaufgaben, um möglichst viele auf die höhere Schule schicken zu können. Er versuchte uns weiszumachen, dass das auch eine Möglichkeit sei, einen guten Mann zu finden. Aber einige meiner Klassenkameradinnen hatten einfach nicht die Mittel, um weiter zur Schule zu gehen. Andere, zu denen gehörte ich, waren einfach zu schlecht. Mit unseren fünfzehn Jahren schenkten wir seinen Belehrungen ohnehin kaum Beachtung. Wobei mir einige seiner Ratschläge im Gedächtnis geblieben sind. »Sieh nur einmal genau in den Spiegel«, hatte er mir beim ersten Orientierungsgespräch gesagt. »Wenn du das tust, wirst du die Schule nicht so auf die leichte Schulter nehmen.« An meinem Aussehen könne ich wenig ändern, aber meine schulischen Leistungen, die könne ich verbessern. Zum Schluss seiner Moralpredigt führte er noch meine kleine Schwester ins Feld: »Macht es dir denn nichts aus, dass Minyoung besser ist als du?«

Minyoung war zwei Jahre jünger als ich. Sie war nicht nur hübsch, sondern auch sehr beliebt in der Schule und sogar Klassensprecherin. Ihre guten Noten brachten ihr die Bewunderung aller ein, umso mehr, als sie aus bescheidenen Verhältnissen kam. In dem heruntergekommenen Viertel, in dem wir wohnten, kannten sie alle, und die alten Frauen zeigten sich erfreut mich zu sehen, nur weil ich Minyoungs Schwester war. Manche Leute im Viertel hatten sogar ihre Töchter nach ihr umbenannt, in der stillen Hoffnung, sie würden dann wie sie. Wenn Minyoung durch die Straßen ging, hielt sie den Blick gesenkt und die Lippen aufeinandergepresst und strahlte so Bescheidenheit und Entschlossenheit

aus. Man sagte von ihr, sie sei eine Lotusblüte, geboren im Morast. Ich glaubte, nur sie, sie allein sei in der Lage, das Schicksal unserer Familie und unseres Viertels zu verändern.

Minyoung entsprach unseren Erwartungen. Sie schloss das Gymnasium mit glänzenden Noten ab, und als die Schule die Namen derer veröffentlichte, die aufgrund der Ergebnisse bei den Aufnahmeprüfungen an einer der besten Universitäten der Stadt aufgenommen worden waren, stand dort auch der ihre. Er war der einzige, den ich wahrnahm. Ich war so stolz auf meine Schwester, dass ich unwillkürlich die Schultern straffte. Am liebsten hätte ich jeden auf der Straße angehalten und ihm gesagt, dass Minyoung Seo meine kleine Schwester war. Aber die Freude hielt nicht an.

Ein Universitätsstudium war teuer, das konnte sich meine Familie nicht leisten. Um uns alle großzuziehen, hatten meine Eltern Schulden machen müssen; außerdem ging mein kleiner Bruder Junyoung noch aufs Gymnasium, und das würde noch einige Jahre so bleiben. Obwohl wir jetzt zu dritt arbeiteten, verdienten wir kaum genug, um die Familie zu ernähren. Vom Bezahlen von Studiengebühren konnte keine Rede sein ... Um das Unglück komplett zu machen, wurde genau zu dieser Zeit mein Vater schwer krank. Man hatte bei ihm Krebs festgestellt. Da wir nicht die Mittel hatten, ihn behandeln zu lassen, zog er sich, als er bettlägerig wurde, in eine Ecke des Zimmers zurück. Meine Familie versank im Elend. Minyoung verfolgte ihre Ausbildung trotz aller Widrigkeiten, indem sie neben ihren Kursen jobbte und ihr Studium immer wieder für ein oder zwei Semester ruhen ließ, um Vollzeit zu arbeiten. Sie schlief nicht genug, und ihr Gesicht war bald von Kummerfalten durchzogen. Tatsächlich litt die

ganze Familie unter chronischem Schlafmangel. Ich arbeitete im Dreischichtbetrieb in einer Fabrik, meine Mutter war Küchenhilfe in einem Restaurant; Junyoung verbrachte seine Zeit in Internetcafés und spielte Computerspiele. Wenn wir nach Hause kamen, sahen Minyoung, meine Mutter und ich zunächst nach, ob Vater noch atmete, dann aßen wir etwas Reis aus dem Reiskocher und fielen ins Bett. Die einzige Aufmerksamkeit, die wir uns gegenseitig erwiesen, war, neuen Reis aufzusetzen, wenn der Topf leer war.

Nach durchlernter Nacht war Minyoung immer die Erste, die wach war, und weckte die anderen. Unser niedriges Haus bestand aus zwei Stuben. In der, die von uns Frauen bewohnt wurde, reihten sich auf dem Boden an der Wand Minyoungs Bücher. Meine Schwester las im schwachen Licht einer kleinen Lampe. Um sich wach zu halten, gab sie sich immer wieder Ohrfeigen und zog sich an den Haaren. Wenn sie trotzdem einschlief, schlüpfte sie nicht unter ihre Decke, sondern blieb einfach über ihren aufgeschlagenen Büchern liegen. Mir wurde schwer ums Herz, wenn ich sie so sah, aber für mich war sie die Stütze unserer Familie. Sobald sie ihren Abschluss hatte, bildete ich mir ein, wäre unser Unglück vorbei. Die dunkle Hütte, in der wir hausten, das heruntergekommene Viertel, meine Arbeit in der Fabrik, unsere Schulden, all das würden wir dann hinter uns lassen.

Je mehr Zeit verging, desto größer wurde meine Unruhe. Jeongman war, rechnete man die Prüfungen hinzu, an denen er vor meiner Zeit teilgenommen hatte, dermaßen oft durchgefallen, dass ich an seinen Fähigkeiten zu zweifeln begann. Zugegeben, eine Frau und ein Kind waren nicht gerade hilf-

reich. Trotzdem fürchtete ich, dass er sich am Ende mit der Lage zufriedengeben würde. Ich wusste von Männern, die ihr ganzes Leben damit verbrachten, sich auf die Beamtenprüfung vorzubereiten. Sie war wie eine Droge, an die man sich gewöhnte. Meinem Mann schienen seine Misserfolge auch nicht viel auszumachen. Langsam bezweifelte ich, dass er wirklich den Willen hatte, Beamter zu werden. Das verhiess nichts Gutes. In diesen Augenblicken dachte ich an Minyoung. Ihre ganze Intelligenz hatte nicht verhindern können, dass sie abgestürzt war. Nachdem sie unsere Familie vollständig ruiniert hatte, war sie in eine Schuldenspirale geraten. Seit ihrem Verschwinden hatten wir nichts mehr von ihr gehört. Bei diesen Gedanken machte sich große Hoffnungslosigkeit in mir breit. Wie sollte in einer Gesellschaft, in der es selbst gut ausgebildete Menschen nicht schafften, auf die Füße zu kommen, mein Mann Erfolg haben, ohne Diplom, ohne Vermögen? Es bedurfte nur einer Kleinigkeit, um zu scheitern! Ich hoffte von ganzem Herzen, dass er nicht auf den Spuren dieser ewigen Versager wandeln würde. Mittlerweile wäre es mir sogar lieber, er würde nicht Beamter. Ich pfiff auf seine soziale Stellung. Alles, was ich wollte, war ein Mann, der jeden Monat seinen Lohn heimbrachte, ein Familienoberhaupt mit einem anständigen Beruf. Es drehte sich ja nicht länger um ihn und mich, sondern um die Zukunft unserer Tochter.

Anstatt andere Dinge zu tun, verplemperte er jeden Tag unglaublich viel Zeit damit, das Abendessen zuzubereiten, was mich zunehmend in helle Wut versetzte. Als ich eines Abends nach Hause kam, wollte ich ihn eigentlich anschreien, er solle sich die Mühe sparen, und ob er glaube, dass ich ver-

hungere, wo ich doch in einem Restaurant arbeitete. Aber ich tat es nicht. Ich konnte ihm einfach nicht vorwerfen, nur die besten Absichten zu haben. Er wartete darauf, dass ich den Löffel nahm, sonst würde er nicht anfangen zu essen. Es war schon fast Mitternacht.

»Hast du noch nichts gegessen?«, fragte ich ihn.

»Ich esse lieber mit dir«, antwortete er.

Offensichtlich war er vor Hunger schon fast gestorben, er schaufelte sich einen Löffel Reis nach dem anderen in den Mund. An diesem Abend gab es Kimchisuppe, Omelette und den Spinat, den ich vom Restaurant mitgebracht hatte.

Yun war es zu verdanken, dass wir von dem Essen, das die Gäste übrigließen, etwas mit nach Hause nehmen konnten. Wenn Herr Wang davon erfahren hätte, hätte es mindestens einen halben Tag lang Strafpredigten gehagelt, aber das konnte Yun nicht davon abhalten. Natürlich hatte sie das Recht, als Erste zu nehmen. Dann kam Gini. Für mich als Letzte war dann meist nicht mehr viel übrig, weder an Menge noch an Auswahl.

An diesem Abend hatte ich mir unauffällig Spinat, den sonst niemand wollte, in eine Plastiktüte getan. Nun ja, er war schon serviert worden und sah nicht mehr besonders appetitlich aus. Yun fragte mich: »Was macht er denn so, der Vater deines Kindes?«

»Er bereitet sich auf eine staatliche Prüfung vor.«

»Was will er denn werden, Richter?«, warf Gini ein. Mit einem Seitenblick auf meinen Beutel mit dem Spinat setzte sie hinzu: »Was nimmst du dieses vergammelte Zeug mit? Du bist doch keine Bettlerin!« Dann sagte sie aufgesetzt: »Upsps!

Ich muss aufpassen, was ich sage. Dein Mann könnte ja Anwalt werden und du eine angesehene Dame!«

»Nein, nein. Es geht nur um die Beamtenprüfung zum mittleren Dienst.«

»Trotzdem, die besteht nicht jeder«, tat Gini kund.

»Du musst dich zwar krummlegen, aber du weißt wenigstens wofür. Du hast die Hoffnung, hier rauszukommen«, sagte Yun. »Wir, wir haben nichts.« Sie zog ihre Schürze aus und schüttelte sie mit einem traurigen Seufzer. Ich hatte das Gefühl, etwas Ungehöriges gesagt zu haben.

»Warum sagst du so etwas?«, fragte Gini. »Was hat die, was ich nicht habe?«

Yun verließ die Küche, ohne zu antworten. Sie würde nach Hause gehen und ihrer Familie das Abendessen machen, um dann zu ihrem Zweitjob aufzubrechen in einem Restaurant, das rund um die Uhr geöffnet hatte und gerne von verkaternten Männern für eine heiße Suppe frequentiert wurde.

»Was hat sie denn?«, wunderte sich Gini. »Ah, ich weiß! Sie gehörte auch einmal zu den ›Damen‹. In der Wirtschaftskrise von 1997 hat sie alles verloren. Jetzt ist ihr Mann arbeitslos. Aber was soll's, sie ist da nicht die Einzige. Was können wir dafür?«

Yuns Mann, der vor der Krise Direktor einer Sofafabrik gewesen war, verdingte sich mittlerweile als Tagelöhner. Im Durchschnitt hatte er nur jeden zweiten Tag Arbeit. Seine beiden Söhne waren noch an der Hochschule und verdienten mit kleineren Handlangerdiensten nur ein Taschengeld. Yun konnte sich nie ausruhen. Mit dem bisschen Geld, das sie verdiente, musste sie vier Mäuler stopfen.

»Natürlich tut sie mir leid«, fuhr Gini fort. »Sie rackert Tag

und Nacht. Kein Wunder, dass ihr alles weh tut. Das ist in unserem Beruf nun mal so. Ich bin gerade vierzig geworden und habe auch schon das eine oder andere Wehwehchen. Auch du musst aufpassen. Schon dich, solange du jung bist. Aber wie man das machen soll, sagt dir natürlich keiner. Wir haben doch nur unseren Körper. Das ist unser ganzes Kapital. Stell dir vor, du könntest dich auf deine Arme nicht mehr verlassen!«

Weiter vor sich hinmurmelnd, füllte Gini Essensreste in kleine Plastikbehälter, die sie extra dafür mitgebracht hatte. Als sie merkte, dass ich ihr erstaunt dabei zusah, beeilte sie sich zu sagen: »Guck nicht so. Herr Wang hat's erlaubt.«

Wie sie so die Augen zusammenkniff und die Lippen schürzte, wirkte sie trotz ihres Übergewichts sehr feminin. Um die Männer anzumachen, tat sie oft verschämt und sprach mit Kleinmädchenstimme. Ich errötete dabei meist vor Scham, aber den Kunden schien es zu gefallen. Gini setzte auch schamlos ihren Hintern ein, der für ihr Alter noch recht stramm war, worauf sie auch stolz war.

»Wie hast du das angestellt? Glaubst du, ich könnte auch ...«

»Du willst, dass ich ihn frage?«

»Würdest du das tun? Das wäre wunderbar. Weißt du, wenn ich heimkomme, dann bin ich immer dermaßen erledigt ...«

Ich verließ das Haus um neun Uhr früh und kam erst kurz vor Mitternacht heim. Ich war so erschöpft, dass ich nicht einmal mehr Lust hatte, mich zu waschen. Was das Einkaufen und Kochen betraf ... Zum Abendessen gab es zusätzlich zu dem, was ich aus dem Restaurant mitbrachte, immer noch

drei oder vier Teller mit anderen Speisen. Sojasprossen, Fischpastete und Tofu, Sachen, die Jeongman in dem kleinen Laden in unserer Nähe einkaufte, soweit ich wusste. Aber wo hatte er den Fisch her? Dafür musste er bis auf den Markt gegangen sein. Am Anfang hatte ich das als Zeichen seines Engagements gerne angenommen, aber mit der Zeit regte es mich auf. Denn diese Zeit fehlte ihm beim Lernen. Ich rackerte mich als Kellnerin und Putze ab, und er verbrachte seine Tage damit, sich mit unserem Kind zu vergnügen und gemütlich Sojasprossen zu waschen. Aber ich sagte keinen Ton. Ich biss die Zähne zusammen und hielt durch.

Nachdem ich die Tische in den Bungalows abgeräumt hatte, ging ich in die Küche und traf dort auf Herrn Wang. Zu dieser Tageszeit sollte er eigentlich in seinem Büro sitzen und das Kassenbuch wegschließen oder fernsehen und dazu Reiskruste essen. Ängstlich näherte ich mich ihm. Er warf mir einen Beutel mit Essen entgegen.

»Du bestiehlst mich also?«, polterte er los.

Es waren die Spinatblätter, die ich mir zur Seite gelegt hatte.

»Dabei siehst du gar nicht wie eine Diebin aus.«

»Sie sind auf den Tischen übriggeblieben und waren welk, da habe ich gedacht ...«

»Verwelkt oder nicht, sie gehören mir. Ich habe schließlich dafür bezahlt. Ich werde sie essen, und wenn ich krank davon werde. Du rührst sie nicht an. Was glotzt du so? Hältst du mich für einen Geizhals? Ja, genau das bin ich! Und genau deswegen habe ich Geld. Undankbares Stück! Man gibt den Leuten den kleinen Finger, und sie nehmen gleich die ganze Hand!«

Herr Wang schien etwas vorzuhaben, er suchte eindeutig nach etwas, womit er mich provozieren konnte. Ich kochte vor Wut, wagte aber nicht, etwas zu erwidern.

»Das reicht. Lassen Sie es gut sein«, schaltete sich Gini mit samtweicher Stimme ein, um ihn zu beruhigen. Sie suchte ihre Sachen zusammen und hob betont langsam ihre Plastikschüsseln auf.

»Mach das Licht aus und komm mit. Aber dalli!«, befahl Herr Wang, bevor er die Küche verließ. Gini lief ihm nach und schmiegte sich an ihn. Er fing an, ihr am Hintern herumzufummeln. Ich schnappte mir die Tüte mit dem Spinat, die zu Boden gefallen war, und ließ sie unter meiner Kleidung verschwinden. Die hatte ich mir auf jeden Fall verdient.

Jeongman saß mir gegenüber und ließ sich den Spinat schmecken, der mich so teuer zu stehen gekommen war. Ich ließ meinen Löffel sinken.

»Ist du nicht mehr?«, fragte er.

Ich sah ihn an. Sein Gesicht war fleischiger geworden. Direkt neben uns schlief friedlich unsere Tochter. Auf dem Schreibtisch hatte sich nichts verändert. Mit einem Schlag empfand ich die Situation als unerträglich. Wenn ich jetzt nicht handelte und mir Luft machte, würde ich mich niemals dazu durchringen. Mit einer heftigen Bewegung fegte ich die Sachen vom Tisch. Jeongman beobachtete mich verdutzt. Ein paar Reiskörnchen fielen von seinen Lippen.

Für seine Familie nimmt man alles in Kauf. Aber es gibt Momente, in denen es einfach nicht mehr geht. *Überzählige Mäuler muss man loswerden, so wie man verdorbene Lebensmittel entsorgt.* Dieser Gedanke hatte mich gepackt, als mein Vater krank geworden war, und hatte mich seitdem nicht

mehr losgelassen. Da war Junyoung, der dauernd Geld von mir wollte, und Minyoung, die ihren Gläubigern meine Telefonnummer gab. Ganz zu schweigen von meinem Gatten, der sich jede Nacht erdreistete, seine Rechte als Mann wahrzunehmen, sich aber weigerte, seine Pflichten als Familienoberhaupt zu erfüllen. Ich hasste sie alle, umso mehr, als sie mir nahestanden.

Danach ging alles ganz schnell. Ich warf mit allem, was mir in die Hände kam. Ich konnte meine Wut nicht mehr beherrschen. Meine Gewalt überraschte mich selbst. Perplex nahm Jeongman das Kind in die Arme, blieb dann aber wie vom Donner gerührt stehen und sah mich verständnislos an. Dabei waren es doch *sie*, derentwegen ich so buckeln musste! Ich hätte heulen können.

Schließlich kehrte ich das zerbrochene Geschirr zusammen und schrubhte den Boden. Ich dachte an die Nacht, in der ich mich das erste Mal vor Jeongman ausgezogen hatte. Wäre mein Leben jetzt besser, wenn es diese erste Nacht nicht gegeben hätte? Oder wenn ich, ohne ihm etwas zu sagen, abgetrieben hätte? An dem Tag, an dem ich von meiner Schwangerschaft erfuhr, hatte ich ihn gefragt: »Bist du sicher, dass du die Prüfung bestehst?«

»Mach dir keine Sorgen. Ich werde alles dafür tun, dass ich es schaffe. Es ist die einzige Möglichkeit, dass wir zusammenleben können.«

Seine Hände waren unter meine Jacke geglitten und aufwärts gewandert, um an meine Brüste zu gelangen. Wir befanden uns auf der Dachterrasse des Wohnheims. Es war Frühling. Er fing an zu schwitzen. Sein Glied wurde hart.

»Lass uns in mein Zimmer gehen«, schlug ich vor.

Dort mussten wir uns wie immer verrenken. Wir winkelten Arme und Beine an und stießen mit dem Kopf gegen die Wand. Aber ich war im festen Glauben, dass mit ihm mein Leben rosiger würde. Dass es nur besser werden konnte.

Er legte mir die Hand auf den Mund und kam.